



Gelobtes Land

Schicksale Der Krieg des Assad-Regimes gegen das eigene Volk hat neun Millionen Menschen in und um Syrien zu Heimatvertriebenen gemacht. Sie irren durchs Land, sie suchen ein neues Leben in der Türkei, im Irak, in Jordanien, im Libanon. Deutschland tut wenig, um ihnen zu helfen.



FOTO: FABIAN WEISS / DER SPIEGEL

U nmerklich erst wurden sie Teil der Landschaft, Menschen auf einer Wanderung, vereinzelt anfangs. Überladene Pick-ups zogen Staubfahnen hinter sich her auf Syriens Fernstraßen. Einsame Autos knatterten durch steinige Wüsten, Koffer und Matratzen auf dem Dach zu schiefen Türmen verschnürt.

Sie waren zu sehen am Fuß des Hermon-Gebirges, sie überquerten den Euphrat, sie verließen Homs, Damaskus, Aleppo. Die Kofferräume voll mit Oliven in riesigen Schraubgläsern, mit Bettdecken, Fernsehern, Tierkäfigen, und in den verschmierten Fenstern waren Kinder zu sehen, neugierig noch oder schon todmüde.

Anfang 2012 begann es, vielleicht neun, vielleicht zehn Monate nach dem 18. März 2011, fast ein Jahr also nach den schweren Unruhen von Daraa, als der Arabische Frühling auch in Syrien hatte Einzug halten wollen. Als aber, stattdessen, fürchterlich der Krieg losbrach. Anfang 2012 wurden sie sichtbar, die Fliehenden, sich Rettenden, deren Abwägung über Bleiben oder Gehen getroffen war.

Zunächst kamen sie aus Homs, dann, bald nicht mehr vereinzelt, sondern zu vielen, aus Deir al-Sor, aus den Vororten von Damaskus. Vom Spätsommer 2012 an machten sich Zigtausende auf in Aleppo. Und endlich, im weiteren Verlauf der Monate, im Verlauf der Jahre, die dieser Krieg nun dauert, waren sie überall im Land unterwegs, in Scharen manchmal, in langen Elendszügen. Sie retteten sich von Ort zu Ort, von Herberge zu Herberge, von Zelt zu Zelt. Und so ist es geblieben.

In und um Syrien spielt sich die schlimmste Flüchtlingskatastrophe seit 20 Jahren ab, der größte Exodus einer Bevölkerung seit den Massakern von Ruanda. Sechs, sieben Millionen Menschen sind Vertriebene im eigenen Land, das ist mindestens jeder vierte der ehemals 21 Millionen Einwohner Syriens. Und zu Hunderttausenden verlassen sie ihr Land. Fast drei Millionen Menschen leben, im Mai 2014, im nahen oder fernen Exil. Greise und Säuglinge, Witwen und Verwundete, junge Männer, alte Frauen, Unternehmer und Tagelöhner, Kämpfer und Kranke, Trauernde, Gerettete. Überlebende.

Sie gehen fort, in die Türkei, nach Jordanien, in den Irak, in den Libanon. Sie träumen von Australien, von Schweden, von Deutschland, sie träumen davon, schnellstmöglich wieder in die Heimat zurückzukehren, in ihre Häuser, auf ihre Felder. Sie brauchen Hilfe. Sie leiden, unschuldig, Not. Sie sind unsere Zeitgenossen, neun Millionen auf der Flucht.

Die Deutschen sollen den Regierenden glauben, dass die Aufnahme von insgesamt

Kinder in einem Notlager im türkischen Kilis
Keiner wird abgewiesen

10 000 syrischen Flüchtlingen großzügig sei. Aber es kommen derzeit, Tag für Tag, 2500 Fliehende allein im kleinen Libanon an, halb so groß wie Rheinland-Pfalz, der bei 4,4 Millionen Einwohnern bereits eine Million Fremde aufgenommen hat.

Um ein Lagebild der großen Flucht zu zeichnen, waren in den vergangenen zehn Tagen vier SPIEGEL-Reporter an Syriens Grenzen unterwegs, begleitet von vier Fotografen; ein fünfter Reporter beschreibt die Zustände im Inneren Syriens. Ihre Eindrücke fügen sich zu einem Zeitbild, das in den schnellen Zyklen der modernen Mediengesellschaft kaum mehr sichtbar wird. Sie beschreiben eine Welt, in der sich Opfer behaupten gegen Widerstände, in der die Menschlichkeit nicht stirbt, in der Diktatoren nicht siegen, aber unsägliches Leid anrichten können. Sie sammeln die Indizien für eine Anklage.

IRAK, 605 Kilometer Grenze mit Syrien, 223 000 Flüchtlinge

Im Norden des Irak fließt von den Zagros-Bergen das Wasser Richtung Tigris, zur Ebene des Zweistromlands. Es ist Mai, die Zeit vor der Ernte, lang hängen die Granen der Gerste. Felder, bestanden mit Korn, ziehen sich bis zur großen Syrischen Wüste. Dies ist altes Land, biblisches Land. Hier wächst Getreide seit zehntausend Jahren, hier lernten Menschen, es anzubauen, auf den Feldern der Stadt Nimrud, benannt nach dem Urenkel Noahs.

Östlich des Tigris, zwischen den Städten Arbil und Mossul, öffnet sich ein kleines Tal, auf dessen Grund sich weithin weiße Zelte reihen. Es ist Kawergosk, eines von sieben Flüchtlingslagern in der autonomen irakischen Region Kurdistan. Posten der Armee umringen die Zeltstadt, Stachel-

draht umzäunt das Camp. Dahinter leben über 13 000 Menschen.

Sie laufen auf schlammigen Wegen durch das Lager, aber nachts leuchten Neonlaternen, in den Zelten rauschen Klimaanlage und Ventilatoren, das Wasser ist gefiltert, das Obst auf den Märkten im Lager frisch. Wer hierher flieht, wird nicht als Eindringling empfangen. „Es sind Kurden“, sagen die Einheimischen, „unsere Brüder und Schwestern.“

Eine von ihnen kauert im Osten des Lagers hinter dem Ofen des Bäckers, Belrissa Ali Awdi. Sie ist 62 und zum ersten Mal in ihrem Leben im Ausland. Fast ihr ganzes Leben hat sie in Kamischli verbracht, der großen Kurdenstadt im Nordosten Syriens, hat über drei Zimmer regiert, zwei Söhne verheiratet, ihren Mann begraben.

Jetzt ist ihr Dach eine Baumwollplane, und ihre Küche ein Gaskocher. Neben dem Eingang ihres Zeltes brüllt der Fernseher, ein indischer Musikkanal ist eingestellt, der die Träume einer fremden Welt versendet. Belrissa schaut auf tanzende Männer in den Alpen, das Grinsen von Mickey Mouse und Frauen, die singend Geschenkschattullen öffnen, in denen sie große Brillantringe finden. Verwandte rufen manchmal an, erzählt Belrissa, sie fragen, wie das irakische Kurdistan so ist. „Aber woher soll ich das wissen?“, sagt sie, „alles, was ich sehe, ist das hier.“

Bilder ihrer Vergangenheit kann sie im Fernseher nicht finden. Ihr Leben war anders. Sie erinnert sich an die Arbeit auf den Zwiebfeldern, als ihre Arme noch stark waren, und an die geheimen Feiern ihrer Großväter zum kurdischen Neujahrsfest, an die Lieder des Widerstands. Sie weiß noch, wie die Nadel schmerzte, mit der ihr die Mutter das Symbol des Mondes in die Stirn ritzte, damit sie beschützt sei. Ihre Sprache, ihre Lieder, ihre Feste waren

verboten in Syrien. Die Männer in Damaskus mochten die Kurden nicht.

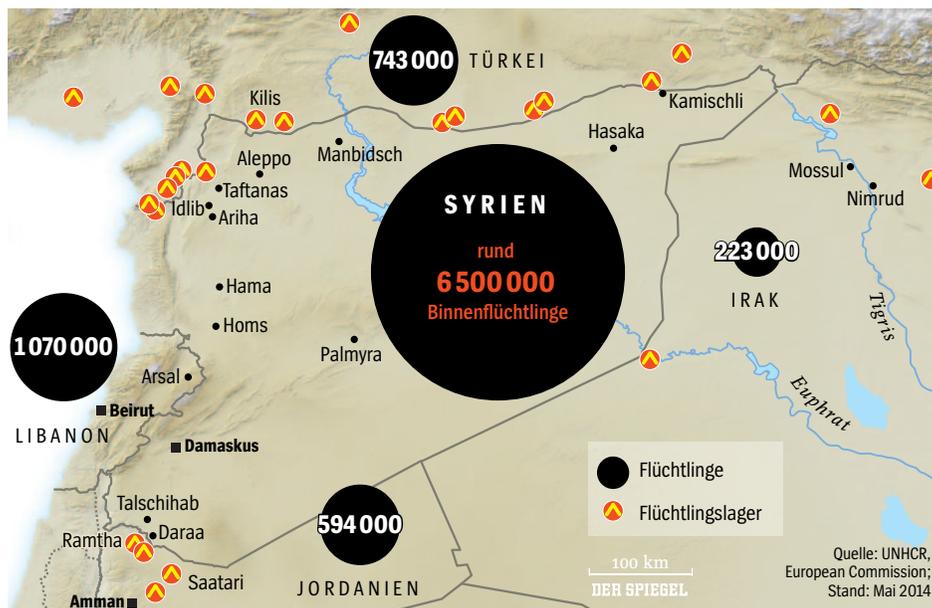
Belrissa Ali Awdi war Gefahr gewohnt, im Grunde ein Flüchtling seit Generationen. Aber im syrischen Bürgerkrieg bemerkte sie etwas Neues. Seit drei Jahren sah sie dabei zu, wie ihre Stadt verblich, langsam, wie ein Gemälde, das seine Farben verliert. Erst ging das Licht aus, dann wurde das Gas knapp, das sie brauchte, um Tee für die Gäste zu kochen. Aber auch die Gäste wurden weniger, dann verließen Ärzte den Ort, und in den Apotheken waren die Regale leer.

Irgendwann hörte sie die Explosionen vor der Stadt, sah den Rauch am Himmel. „Wir müssen gehen“, sagte sie ihrem ältesten Sohn Ahmed. „Nein“, sagte er. Drei Tage lang ließ sie ihn widersprechen, dann, an einem Sonntag im August, packte sie ihre Kleider in einen schwarzen Plastiksack. Am Ende saß die ganze Familie in einem Kleinbus zur Grenze. Umgerechnet 40 Euro zahlten sie dem Schleuser.

Jetzt schneiden Belrissas Töchter im Vorzelt Auberginen und Gurken, sie zieht die Enkel an sich heran und verteilt Küsse. Ihr jüngster Sohn, Farhad, 19, unverheiratet, verbringt den Tag damit, sich im Fernsehen die indischen Tänzerinnen anzusehen und sich die Haare zu kämmen. Er will nach Europa, sagt sie, „aber vorher muss er mir mein Grab schaufeln. Ich will, dass alle bei mir bleiben bis zum Schluss, keiner von ihnen soll mich verlassen.“

Anfangs, 2012, erzählten die Vertriebenen wütend von den Panzern und Granaten, von den zerbrochenen Fenstern ihrer Häuser, den zerschlagenen Dächern, von der Sprengkraft der Fliegerbomben. Manche Flüchtlinge schämten sich, weil sie fortgingen, statt auszuhalten. Je weniger sie mit Politik, mit der Revolution, mit dem Kampf gegen Syriens Präsidenten Baschar al-Assad zu tun hatten, desto wütender waren sie: „Wieso zerstören die mein Haus? Was habe ich denen getan?“ So fragten sie. Standen in Trümmern. Suchten eine neue Bleibe. Setzten sich in Bewegung.

Bebend vor Angst kamen im Sommer 2012 Flüchtlinge aus Homs in einer Schule im Dorf Safranija unter. Panzer der 4. Division einer Eliteeinheit hatten ihre Stadt angegriffen, noch Monate später steckte den überlebenden Opfern der Schock in den Gliedern. Schreiend baute sich einer aus der Gruppe vor einem Fotografen auf: „Nein, bitte: Macht keine Fotos! Wenn ihr ein Foto macht, kommen die Jets!“ Er war von dieser unsinnigen Idee nicht abzubringen, er schlotterte vor Angst, er flehte, greinte, das sind Worte, die selten treffen, aber sie treffen die Gefühle von Menschen auf der Flucht. Sie stimmen für Syrer, deren Urvertrauen zerstört ist, seit die eigenen Soldaten auf ihre Kinder schießen.





1



2



3

1 Camp Kawergosk in der Nähe von Erbil, Irak
2 Marlin Juchana, Köchin in Beirut, Libanon
3 Das Ehepaar Nur und Mohammed im Lager Saatari, Jordanien
4 Belrissa Ali Awdi im Camp Kawergosk, Irak



4

Bald, als so viele in Bewegung waren, redeten sie weniger, die Flüchtlinge, ihre Geschichten schienen alle längst erzählt. Oder sie waren so kompliziert, dass sie kaum mehr nachzuvollziehen waren. Denn die „Nasihin“, die Flüchtenden innerhalb Syriens, bleiben nur selten am ersten Zufluchtsort – sie ziehen weiter, als Kriegsnomaden, dorthin, wo gerade keine Bomben fallen. Wo die Front fern ist.

Oder wo sie so nah ist wie in Aleppo, denn an vorderster Front explodieren keine Fassbomben, mit Sprengstoff gefüllte Stahlzylinder, die von Hubschraubern aus großer Höhe abgeworfen werden. An der Front könnten sie die eigenen Truppen treffen, „friendly fire“ werden. Also fallen sie dort nicht. Und so zieht die Front, ausgerechnet, Flüchtlinge an.

Auf die simple Frage nach dem Woher gibt es deshalb in Syrien oft keine Antwort mehr, sondern Gegenfragen: „Woher vor einer Woche? Vor sechs Monaten?“ Manche sind schon vier-, fünfmal weitergezogen und am Ende dort wieder angekommen, wo sie aufgebrochen waren. Wenn sie noch irgendwo ankommen. 150 000 Menschen sind in diesem Krieg schon gestorben. Wer es schafft in die Türkei, in den Libanon, nach Irak oder Jordanien, wer nicht tot ist, ist ein Überlebender.

LIBANON, 375 Kilometer Grenze mit Syrien, 1070 000 Flüchtlinge

Marlin Juchana, eine energische Syrerin aus Hassaka, 40 Jahre alt, T-Shirt, enge Jeans, Flüchtling seit zehn Monaten, eilt durch Beirut's Geschäftszentrum. Sie trägt das Kreuz der assyrischen Christen an einer zierlichen Kette um den Hals, in den Händen zwei Kochtöpfe, aus denen feiner Lammduft strömt. Sie ist spät dran.

Marlin Juchana passiert den Schlagbaum des Uno-Flüchtlingswerks UNHCR, der Campus liegt zwischen glänzenden Banktürmen und den Spiegelfassaden der Shoppingmalls. Auf dem Gelände drängen sich die Menschen, fast alle sind schwarz gekleidet, die Frauen tragen knöchellange Abajas, viele haben ihr Gesicht verhüllt, Familien halten sich an Händen, damit keiner verloren geht im Gewühl.

Die Masse schiebt nach rechts, unter Baldachine aus Wellblech, wo sie viele Stunden lang hocken werden, Wartenummern in den Händen, um untersucht, befragt, registriert zu werden. 2000 syrische Neuankömmlinge werden es heute im Libanon sein, an einem einzigen Tag, oft sind es 2500. Jede Minute übertritt derzeit ein Mensch die Grenze von Syrien in den Libanon.

Marlin Juchana läuft zur Kantine, gebaut aus Containern. Sie kocht für die Uno-Helfer aus aller Welt, etwa 300 Leute, die in Cargohosen und derben Stiefeln bei ihr Schlange stehen. Dass sie es ist, die die

Uno-Leute bekocht, und nicht sie von ihnen gefüttert wird, sagt Marlin, mache sie so stolz, dass sie platzen könnte.

Kochen konnte sie immer, eine Hausfrau und Mutter dreier Kinder aus dem Dreiländereck zwischen Syrien, dem Irak und der Türkei. Ihre Großmutter brachte ihr bei, Essen zu machen, noch bevor sie lesen konnte. Aber erst in Beirut lernte sie, wie professionelles Kochen geht, die Logistik, das Timing, die Organisation, um mehrere Hundert Mahlzeiten zuzubereiten.

Die Idee für das Projekt hatte Kamal Mouzawak, ein bekannter Beiruter Restaurantbesitzer und bekennender Dandy, er trägt das Haar nass nach hinten gekämmt und spricht mit französischem Akzent, sein Motto lautet: „Make food not war“. Er machte damit Ernst im vergangenen August und nannte es „Atajab Saman“, Arabisch für „Köstliche Vergangenheit“, ein sechsmonatiger Kochkurs finanziert mit Uno- und Spendengeldern.

Es ging nicht darum, einen Kochkurs zu finanzieren. Es ging darum, 20 Syrerinnen eine Chance zu geben, eine Ausbildung, einen neuen Sinn nach dem Trauma der Flucht und dem Albtraum des Krieges. Seit Ende des Kurses kochen die Frauen in Kamal Mouzawaks Restaurants am Beiruter Bauernmarkt, und sie bekochen die Leute von den Vereinten Nationen.

Mittags schuftet Marlin hinter dem Tresen der Kantine, sie hat dann schon seit sechs Uhr morgens in der Küche ihrer Wohnung im Beiruter Christenviertel gestanden, die sie mit Pappkarton gegen Fettspritzer ausgekleidet hat, ihr Herd ist ein Campingkocher. Es gibt eine Art syrischen Saumagen, Innereien und Minze und allerlei orientalische Gewürze in frische Lammmägen gestopft, sie wird sie alle verkaufen. Und dabei ihre Scherze machen mit den Uno-Angestellten, sie ist beliebt, und manchmal raucht sie heimlich eine Zigarette an einer Hintertür.

Wenn man sie fragt, was das Kostbarste sei, das sie aus der Heimat gerettet habe, eilt sie nach Feierabend in ihre Küche und schleppt einen Fleischwolf Marke Starmix heran, made in Germany, ein älteres Modell, das Hochzeitsgeschenk ihres Schwiegervaters – ohne den Fleischwolf geht kein Festmahl in der Fremde.

Marlin floh aus Hassake im syrischen Nordosten. Zu Beginn des Krieges war es dort ruhig, doch nach und nach wurde ihre Straße zu einer Art Frontlinie zwischen Regime und Rebellen. Vom Balkon aus sahen sie, wie sich die Kämpfer jeden Morgen formierten. Sie sahen, wie Pick-ups die Verwundeten hin und her karrten, sahen, wie Nachbarn in Busse stiegen und nicht mehr zurückkehrten. Der Strom wurde abgeschaltet und das Wasser, und als ein Nachbarsjunge gekidnappt wurde, entschied Familie Juchana zu gehen.



Sie nahm einen Linienbus, 23 Stunden brauchte er von Hassaka bis nach Beirut. Die Frauen hatten sich verhüllt, Dollarnoten steckten in ihren BHs. Vater und Sohn bewachten die Koffer und den Fleischwolf, ihre Bibel mitzunehmen trauten sie sich nicht. Der Bus fuhr quer durch Syrien, über die Steppe, auf der Beduinen ihre Schafherden weiden, über den Euphrat, vorbei an Palmyra, dem einst legendären Handelszentrum an der Seidenstraße auf dem Weg zwischen Asien und dem Mittelmeer.

Marlin Juchana überquerte die Grenze und erreichte Aarsal, ein Sammelbecken der Rebellen und Islamisten, sie hatten Angst vor Anschlägen und davor, dass man sie entdeckt und gefangen nimmt. Es war am frühen Morgen, als sie erschöpft in Beirut ankamen.

Marlin sagt, sie fühle sich irgendwie fehl am Platz hier, „als würde ich etwas nehmen, das mir nicht gehört. Wir fallen den Libanesen zur Last, ist doch klar!“ Aber was könnte kommen, danach? „Australia, for sure!“, ruft Louisa, die Tochter. Ständig pfeift ihr Smartphone, sie chattet mit Cousins in Sydney.

FOTO: FABIAN WEISS / DER SPIEGEL



Im März 2014, der Alte mit seinen Töchtern, der aus der kleinen, umkämpften Stadt Murik in der Provinz Hama in den Nachbarort Kafr Sita geflohen war, weil es dort ein wenig ruhiger schien. Aber dann traf eine Chlorgasbombe das Haus. Solche Geschichten gibt es unerträglich viele. Sie treiben jeden an zur Flucht. Im Norden und Osten Syriens ist eine Unruhe jenseits der Gefahr durch Luftangriffe spürbar, als seien die Menschen alle nur vorübergehend da, stets bereit, aufzubrechen.

Jederzeit kann die Rakete einer russischen MiG oder eines Suchoi-Jets einschlagen, jederzeit die Bombe aus einem der Hubschrauber irgendwo explodieren. Möglich ist, in der Ostprovinz Rakka, rund um Aleppo von den Fanatikern des „Islamischen Staates im Irak und Syrien“ wegen einer Zigarette umgebracht zu werden. Es gibt viele Gründe, das Land schnellstmöglich zu verlassen. Aber die meisten tun es nicht.

Sie bleiben, das heißt, sie fliehen auch, aber durch das eigene Land, sie irren herum. Keiner kennt ihre genaue Zahl, aber

vermutlich mehr als sechs, vielleicht sieben Millionen Menschen sind unterwegs. Sie ziehen los, wenn es unvermeidbar ist – und immer nur so weit wie unbedingt nötig.

Im Herbst 2012, die Familie mit der Großmutter in Manbidsch, der ersten Stadt im Norden, die sich eine funktionierende Selbstverwaltung gab. Sie stammte aus Aleppo, wo im Juli zuvor der Kampf begonnen hatte. Die Familie war erst aus ihrem Viertel ins nächste, dann an den Stadtrand und schließlich nach Manbidsch geflohen, immer gen Osten.

Die Großmutter hatte in ihrem Leben Aleppo nie verlassen, nun saß sie in einem Klassenzimmer und schaute verwirrt auf die ausländischen Reporter. „Muss ich jetzt etwas Politisches sagen?“, fragte sie, als die fremden Besucher auftauchten. Kurze Zeit später ging sie mit ihrer Familie zurück nach Aleppo, wie Hunderttausende andere: lieber in der eigenen Wohnung ohne Strom und Wasser leben, als in leeren Schulen, Rohbauten, Lastwagenanhängern oder Zelten zu vegetieren.

TÜRKEI, 822 Kilometer Grenze mit Syrien, 743 000 Flüchtlinge

Über Südostanatolien gehen Gewitter hin, manchmal bricht die Sonne durch die Wolken wie ein Scheinwerfer und beleuchtet die Grenzstadt Kilis. Massenhaft kommen hier Flüchtlinge in die Türkei, hier, wo sich Olivenhaine strecken und Weinberge, dazwischen schroffe Hügel.

Explosionen sind in der Ferne zu hören, Aleppo ist eine Autostunde entfernt. Die Flüchtlinge kommen in Bussen, überladenen Taxis, sie kommen zu viert auf Motorrädern, mit Maultiergespannen, sie kommen zu Fuß, passieren den metallenen Torbogen, der die Straße an der Grenzlinie überspannt. Keiner wird abgewiesen. Auch Abu Staif kam hier in die Türkei.

Er hat mit Frau und vier Söhnen eine Wohnung in Kilis bezogen, von deren Balkon er die Grenze zu Syrien sehen kann und die heimischen Ebenen dahinter. Er wollte das so. Abu Staif, 39, aus Aleppo, Besitzer mehrerer Fleischereien und eines Restaurants, einst Chef von 15 Angestellten, ist nicht arm; es kommen nicht

nur die Armen aus Syrien, es kommen alle.

Die Wohnung kostet 300 Euro im Monat, etwa doppelt so viel, wie die syrischen Arbeiter auf den vielen Baustellen in Kilis verdienen. „Mir geht es besser als den anderen Flüchtlingen hier“, sagt Abu Staif, er weiß, dass 40 000 Syrer in den zwei Camps von Kilis untergekommen sind.

Es ist nicht so, dass der Krieg alle Geflohenen gleich macht. Auch unter den Vertriebenen gibt es eine Ober-, eine Mittel- und eine Unterschicht, die sozialen Strukturen der Heimat wiederholen sich im Exil. Die viel hatten, haben viel verloren. Abu Staif hatte ein Landhaus bei Aleppo, mit einem Pool, er zeigt auf seinem Samsung-Smartphone ein Video von sich und seinen Söhnen beim Planschen. Nun sitzen sie hier, in einer anonymen Wohnung, der Heimat ganz nah.

Von Abu Staifs Balkon aus ist nicht nur Syrien zu sehen, sondern auch ein gutes Dutzend identischer Wohnblocks ringsum, viele davon erst Betongerippe, mit abenteuerlichen hölzernen Bauten eingerüstet, auf denen die Arbeiter ungesichert klettern. Diesseits der Grenze klingt der Krieg nicht nach Granaten und Kampffjets, sondern nach Betonmischern, Baggern und Schweißgeräten. In der Region Kilis lebten vor dem Krieg 100 000 Menschen und jetzt sind 73 000 dazugekommen, die Region erlebt einen Bauboom. Drüben in Syrien werden die Häuser dem Erdboden gleichgemacht, hier in der Türkei werden sie eilig hochgezogen.

Abu Staifs Söhne sitzen neben dem Vater auf dem Teppich. Mustafa ist 13, Mohammed Nur 10, Umar 9 und Jemen 5, die Mutter verbirgt sich in der Küche vor den Blicken der Besucher. „Der Teppich ist das Einzige, was wir mitnehmen konnten“, sagt der Vater, orangefarbenes T-Shirt, Sporthose, Glatze. Im Fernsehen läuft der Rebellenlieder Aleppo Today, ein Newsticker nennt die Namen der Gefallenen.

Zur Flucht entschlossen hat sich Abu Staif, nachdem sein jüngster Sohn Zeuge wurde, wie Bombensplitter einem Nachbarjungen den Schädel zerrissen, auf der Straße vor seinem Haus. Als der Vater diese Geschichte erzählt, legt sich der kleine Jemen auf den Boden, spielt die Szene nach, deutet mit beiden Händen auf seinen Hinterkopf; hier quoll das Blut hervor. Jede Nacht, sagt der Vater, wache der Kleine schreiend auf.

Seinen ältesten Sohn, Mustafa, will er nach Schweden schicken, wo zwei seiner Brüder leben, „er soll studieren und Arzt werden“. Abu Staif hat seinen Söhnen immer verboten, ihn bei der Arbeit im Restaurant oder in seinen Fleischerläden zu besuchen, er wollte vermeiden, dass sie auf die Idee kommen, denselben Beruf wie der Vater zu ergreifen. Für seine Kinder hat er Besseres vorgesehen. Er rechnet da-

mit, irgendwann mit der ganzen Familie nach Schweden gehen zu können. Selbst wenn sich die Lage in Syrien beruhigen sollte, worauf nichts hindeutet, glaubt er nicht an eine Zukunft in seiner Heimat.

„Sollen meine Kinder in einem Trümmerhaufen groß werden?“ Abu Staif und seine Familie sind gekommen, um zu bleiben. Oder um noch weiter weg zu fliehen: nach Europa, wo es besser ist.

In der Nordprovinz, die Städte Maarrat al-Numan und Taftanas, 2012 waren sie noch bewohnt, 2013 nach verheerenden Angriffen verlassen, 2014 wieder bewohnt. Die Menschen räumen die Städte und holen sie sich später wieder zurück in einer Bewegung wie Ebbe und Flut, nur in chaotischem Rhythmus. Unergründlich ist die Einsatzplanung der Luftwaffe, die einen Ort monatelang in Frieden lässt, um dann jählings zuzuschlagen. In Atarib im Norden war es so, wo Ende April 2014 nach monatelanger Ruhe Bomben auf den Gemüsemarkt fielen und Dutzende Menschen töteten.

Und doch wollen viele immer nur so weit weg wie unbedingt nötig. Die Flüchtlinge im Inneren Syriens sind, einerseits, die Mutigsten, und andererseits die Furchtsamsten. Menschen, die die Fremde mehr fürchten als den inneren Feind. Die eine endgültige Flucht als Niederlage begreifen und sich einfach weigern zu gehen. Die sich nicht vorstellen können, dass ihr Heimatort gefährlicher sein könnte als die fremde Welt, die für viele Syrer schon in der Nachbarprovinz beginnt.

Es bleiben auch jene, die sich am Aufstand gegen die Diktatur beteiligen, die nicht aufgeben, solange sie am Leben sind. Und es sind in der Mehrzahl ganz einfache Menschen, die nie fort waren und nicht fortwollen.

Anfang 2013, die alte Frau, die es aus Homs nach Barsa in der Provinz Damaskus geschafft hatte. Sie rief jeden Morgen über das noch funktionierende Festnetz in ihrem leeren Zuhause an, nur um das Tuten zu hören und so hoffen zu können, dass ihre Wohnung noch unversehrt ist. Doch eines Morgens ging jemand ans Telefon. „Für ein paar Sekunden war ich wie vom Blitz getroffen“, erzählte die Alte, sie fragte nur: „Wer ist da?“

„Der Besitzer“, antwortete die fremde Stimme. Sie legte erschrocken auf. Rief noch einmal an: „Wer ist da? Wer seid ihr? Diebe! Das ist unser Haus, schämt euch!“ Sie verfluchte die Stimme am anderen Ende, bis ihr Sohn den Hörer nahm und ruhig fragte, wer in der alten Wohnung wohne. Bis seine Mutter wieder rief, das seien alles Diebe. Aber die Stimme am Telefon sagte nur: „Ja, das hier ist eure Wohnung, aber wo sollten wir hin? Unser Haus ist weg, nur noch ein Trümmerhaufen.“

JORDANIEN, 375 Kilometer Grenze mit Syrien, 594 000 Flüchtlinge

In einer Nacht im Mai entschloss sich Nur dazu, ins große Flüchtlingslager umzuziehen. Sie hatte lange wach gelegen im kleinen, roh verputzten Haus ihrer Eltern, das zwischen Weizenfeldern weit im Norden Jordaniens direkt an der syrischen Grenze steht. Hierher waren sie geflohen, ein Jahr zuvor, aus Ataman, hier zahlen sie Miete, hier hängen zwei Teddybären an der rauen Wand als Schmuck.

Nur ist 17, sie fühlte sich sicher an diesem Ort zwischen den Feldern, obwohl von hier aus der Rauch der Bomben in Syrien zu sehen ist. Sie mochte dieses Haus, ihre Zuflucht. Aber Nur liebt Mohammed, 28 Jahre alt, auch er ein Flüchtling und seit Kurzem ihr Ehemann, der in Saatari lebt, gebaut aus weißen Zelten und Containern, neun Quadratkilometer groß, bewohnt von 100 000 Menschen, eine Großstadt.

Dorthin zog Nur. Weil dort Mohammed war. Sie kannten einander nicht, als sie noch in Syrien lebten, sie flohen aus ihren benachbarten Dörfern etwa zur selben Zeit. Kämpfer des Regimes hatten an einem Freitag im März 2013 ihre Dörfer mit Raketen beschossen, auch die Moschee, in der Mohammed gerade betete, „ein Blutbad“, sagt Mohammed. Er kann, wegen der Bilder, kaum schlafen.

Sein Bruder wurde schwer verletzt, Granatsplitter trafen die Oberschenkelarterie, es hörte nicht auf zu bluten. Ein Arzt operierte den Bruder notdürftig, aber er brauchte ein Krankenhaus, also packte Mohammed ihn auf den Rücken und ging. Ein Freund half, zusammen schleppten sie den Verwundeten über steile Hügel nach Jordanien. Rutschten immer wieder auf dem Geröll aus. „Mein Bruder war bewusstlos und schwer“, sagt Mohammed. Nach ein paar Stunden Fußmarsch schafften sie es über die Grenze. Der Bruder kam in ein Krankenhaus. Und Mohammed bezog einen Container in Saatari.

Etwa zur selben Zeit packten auch Nur, ihre Eltern und ihre neun Geschwister ein paar Kleider zusammen und warteten auf die Nacht. Sie liefen durch die Felder zum Treffpunkt, dem Haus eines Onkels, und hatten Angst, von Männern des Regimes erschossen zu werden, die die Flucht aus Ataman nicht dulden wollten.

In großem Tross mit anderen Familien führen sie bald in Autos und Kleinbussen fort, in Bussen der Rebellen gelangten sie zur Grenze bei Talschihab. Während der Fahrt pressten sie ihre Körper über Stunden auf den Boden des Busses, weil über ihren Köpfen Kugeln durch die Scheiben peitschten. Die Kinder schrien, bis sie endlich in Jordanien waren und endlich, in Saatari, unter einer Decke lagen. Bald danach fanden Nurs Eltern ihr Haus, aus dem die Tochter nun ausgezogen ist.



1



2



3

- 1** Geschmückte Mauern im Camp Saatari, Jordanien
- 2** Samira Mahamid trauert um zwei Söhne in Saatari, Jordanien
- 3** Abu Staif mit seinen vier Söhnen in Kilis, Türkei
- 4** Illegaler Grenzübertritt von Syrien nach Irak in der Nähe von Suhalia



4